

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 6

Artikel: Kleine Kinder - Grosse Kinder
Autor: Häne-Lux, Ida
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dung geben und damit eine neue Art der Chrebietung pflanzen an Stelle der dumpfen Unterordnung, welche heute durch die geistige Emanzipation der unteren Volksklassen unaufhaltlich verschwindet. Wer je mit diesen Volksklassen in geistige Berührung gekommen ist, der weiß nur zu gut, daß ihr scheue Chrfürcht vor der wirklichen Kultur ebenso groß ist, wie ihre trostige Wildheit gegenüber allen den sozialen Ungleichheiten, welche ihren Ursprung nur dem Zufall oder der hohen Anmaßung verdanken. Gibt man der persönlichen Bedienung mit all ihrer täglichen Entzagung die ganz persönliche Gegenabe des edelsten Tafes mit all seiner täglichen Selbstüberwindung — dann hat man das ganze Verhältnis in jene Höhe der Menschlichkeit gehoben, die über allem Staube des Klassenkampfes steht, dann hat man den Dienenden in eine Sphäre der sozialen Gegenseitigkeit gestellt, in der seine Persönlichkeit an Würde und Selbstachtung nicht nur nicht verlieren, sondern noch gewinnen wird. Hierbei ist noch ein Punkt zu

bedenken. Wenn der Dienende durch die Verrichtung der groben Hausarbeit seine „Arbeitgeber“ entlastet, so muß er auch das Gefühl haben, daß er diese damit wirklich zu höherer Bildung frei macht. An der Behandlung, die ihm zu teil wird, muß er prüfen, daß er nicht bloß arbeitet, damit die andern faulenzen, sondern damit ihre Seelen emporsteigen können in das Licht reineren Menschentums, um dann wieder auszustrahlen auf die, welche im Schatten arbeiten. Nur so läßt sich alle Arbeitsteilung in der Welt rechtfertigen. Wenn der Dienende aber spürt, daß diejenigen, denen er die grobe Arbeit abnimmt, durch solches Bedientwerden ärmer werden an Herzensbildung und Menschlichkeit — muß er da nicht der trostigen Verzweiflung verfallen? —

Försters Schrift ist geeignet, unser Verständnis für die Dienstboten zu wecken, uns damit ein wichtigstes Mittel zur Lösung der sozialen Frage im Hause in die Hand zu geben.

A. H.

Der arme Lazarus.

(Nach einem alten Lied.)

Der arme Lazarus, der kam
einst vor des Reichen Tür voll Scham:
„O Bruder, liebster Bruder mein,
laß mich genießen der Hilfe dein
und teil mir mit die Brösamlein,
die fallen von dem Tische dein.“

Der reiche Mann tat auf den Mund
und scheucht' ihn weg wie einen Hund:
„Wie soll' ich denn dein Bruder sein?
Du riechst ja wie ein eklig Schwein!
Die Brüder mein, die sind mir lieb;
Du bist willkommen wie ein Dieb.“

Nicht lange ging's, es kam der Tag,
da Lazarus auf dem Todbett lag.
Der Lazarus schaut über sich auf:
die Engel schwieben ob ihm zu Hauf.
Sie schwieben hin und schwieben her:
nach seiner Seele stand ihr Begehr.

Nicht lange ging's, es kam der Tag,
der Reichmann auf dem Todbett lag.
Voll Furcht schaut der nun über sich auf:
Die Teufel tobten ob ihm zu Hauf.
Sie fuhren hin und fuhren her:
nach seiner Seele stand ihr Begehr.

A. B.

Kleine Kinder — Große Kinder.

Bei jedem warmen Sonnenstrahl führen glückliche Mütter ihr kleines Kindervolk hinaus ins Grüne und unendliche Liebe leuchtet aus Mutteraugen auf die Bündelchen im Wagen und die unbeholfenen Kerlchen, die jauchzend mit schwankenden Schritten irgend etwas Wunderschönem entgegenlaufen, bis sie weich und ungefährlich hinpurzeln. Immer wieder hebt die Mutter das Spielzeug auf, das das Kindchen aus dem Wagen wirft, immer wieder springt sie dem kleinen Weltwanderer zuhilfe, unermüdlich be-

treut sie ihn in all den vielen körperlichen Bedürfnissen, und dem, was wir Zuschauer draußen sehen, entspricht noch weit mehr Arbeit im Innern des Hauses, Arbeit, die der Mutter keine Ruhe und Rast lässt, die Tag und Nacht in Anspruch nimmt.

Um so seltsamer ist es, zu beobachten, wie sich das Verhalten der Mutter ändert, wenn sie dem größern Kind gegenüber steht, so dem kleinen Erstkläßler oder überhaupt dem Schulkind. Wie manches ungeduldige Wort wird da laut,

wie mancher kühle Blick fliegt zu dem Kind hin, wie oft und oft versucht es umsonst, die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu ziehen und Antwort auf eine Frage zu erhalten. Schließlich begnügen sich unsere kleinen — wie oft aber so großen — Philosophen mit den Spielgefährten oder andern Dingen, die ihnen Antwort geben, und der Friede ist wieder hergestellt.

Dem Verhalten der Mütter entspricht auch das der Dienstmädchen, die oft mit bewundernswürdiger Hingabe sich für das kleine Kind einsetzen, das größere aber univirsch abschütteln.

Vielleicht ist es natürlich, daß das hilfsbedürftigere Wesen die Mutter mehr zur Beteiligung lockt, vielleicht ist auch der körperliche Zusammenhang noch größer, so lange man das Kind auf den Armen trägt, vielleicht empfindet man das kleine Kind noch viel mehr als das eigene Geschöpf, als Eigentum, über das man Besitzerrechte hat, das die Erfüllung aller Hoffnungen gewährleistet. Das wehrlose kleine Kind — ich spreche nicht von dem verwöhnten Hausherrn, wo das Problem sich wieder ganz anders stellt — fügt sich naturgemäß der Macht, den Eltern, und verstärkt dadurch die Vorstellung, daß es nach ihrem Wunsch und Willen geformt werden könne. Das Schulkind dagegen fühlt sehr rasch, daß es noch eine andere Umwelt mit andern Gesetzen gibt als das Elternhaus und es wird sich automatisch da anpassen, wo es den geringeren Widerstand findet. Seine Eigenart stärkt sich im Wettkampf mit andern, es stärkt sich auch sein Unabhängigkeitsgefühl, wenn es einmal verlernt hat, mit allem zuerst zu den Eltern zu kommen. Raum je wird es dann spä-

ter gelingen, mehr als pflichtgemäßes Verhalten zwischen den Generationen zu schaffen.

Wo der erste Schultag eine Kluft aufreißt zwischen Eltern und Kindern, ist er der Ausgangspunkt für ein Leid, das um so größer ist, als wir Alle gebunden sind durch das Bewußtsein der Heiligkeit unseres Zusammenhangs mit Vorfahren und Nachkommen. Eines Tages stehen wir Eltern da mit einer Liebe, die nicht mehr begehrte wird, die Kinder mit einem Heimweh, das nicht mehr gestillt werden kann.

Scheinbar harmlos beginnt die Tragödie: ein Kindchen fragt die Mutter zwei-, dreimal und bekommt keine Antwort, ein formuliertes Begehrten wird unfreundlich abgewiesen, während das Weinen oder Schreien des Babies aufmerksamste Beachtung findet oder eine Mutter hat „keine Zeit“, wenn gerade etwas so furchtbar Wichtiges vor sie, die höchste Instanz, gebracht werden sollte.

Wenn man sie so draußen sieht im Sonnenschein, Mütter und Kinder und als stiller Beobachter sich seine Gedanken macht, so mischt sich in das freudige Bewundern stets erneuter Lebenskräfte ganz selbstverständlich auch das Bedauern darüber, daß der Mensch so viel des Kloßlichsten, was ihm gegeben ist, verlorren läßt. Es geschieht nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an Einsicht, aus falscher Einstellung zu den Lebensgesetzen, aus einer gewissen Seelenträchtigkeit. Nicht nur für das, „was du ererbt von deinen Vätern hast“; nein für alles was uns zu teilt wird, ja sogar für das, was wir selber als Schöpfer in die Welt zu stellen glauben, gilt eben Goethes Wort: „Erwirb es, um es zu besitzen.“

Ida Häne-Lux, Zürich.

Buntes

Allerlei.

Eiszeitmessung und Menschheitsalter. Aus der Tertiärzeit kennt man noch keine menschlichen Knochenreste; fast sicher hatte damals sich der Mensch noch nicht aus dem Tierstamm heraus entwickelt. Angebliche Feuersteinwerkzeuge des einst gemutmaßten Tertiärmenschen haben sich als Naturprodukte erwiesen.

Vor wohl mehr als 500,000 Jahren begann die Eiszeit. Bis etwa ums Jahr 300,000 vor dem Beginn der heutigen Zeitrechnung waren nach gegenwärtigen Schätzungen der möglichen Bildungsgeschwindigkeit von Gletscher- und Schmelzwasserablagerungen drei Abschnitte der Eiszeit verstrichen: die erste Eiszeit, die erste Zwischeneiszeit und die zweite, längste und fäl-

teste Eiszeit. Aus diesem großen Zeitraum stammen aus nicht vereister tropischer Gegend, und zwar aus Java, die denkwürdigen Knochenreste des Affenmenschen oder Pithecanthropus, und annähernd ebenso alt ist auch bereits ein richtiger, obwohl noch affennaher Mensch, der Heidelbergmensch oder Homo heidelbergensis, der im Flussande beim Dorfe Mauer unweit Heidelberg seinen plumpen und rohen, noch fast kindlosen, aber bereits durch nicht mehr vorspringenden Eckzahn menschenartigen Unterkiefer zurückließ.

Weitere 100,000 Jahre dauerte die verhältnismäßig breite und für die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten wohl günstige zweite Haupt-